

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 19 (1967)
Heft: 9

Rubrik: Die Welt in Radio und Fernsehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Drama Wilsons

FH. Gegenwärtig läuft im Fernsehen eine interessante Sendereihe «Der verlorene Frieden». Es soll darin in Fortsetzungen gezeigt werden, wie die Epoche nach Abschluss des Waffenstillstandes 1918 allen Hoffnungen zum Trotz in eine neue Weltkatastrophe hineinglitt. Solche Sendungen sind wichtig; indem sie die Ursachen erhellen, begangene Fehler und Schwächen aufdecken, tragen sie viel mehr dazu bei, zukünftige Kriege zu erschweren als pazifistische Strassendemonstrationen und Ansprachen. Nur der bis in Einzelheiten Informierte kann Wertvolles zur Erhaltung des Friedens beitragen.

Es ist eben nicht so, wie schreckliche oder tendenziöse Vereinfacher oft behaupten, dass nur der «Nationalismus» oder der «Kapitalismus» oder sonst ein «Ismus» daran schuld war, dass der Friede so bald wieder verloren ging. Hinter all diesen «Ismen» standen Menschen, bei denen die Entscheidungen lagen, praktisch zumeist bei den Regierenden. Diese waren keineswegs lauter schlechte Kerle, denen es gleichgültig war, ob zwei Jahrzehnte später wieder ein neuer Weltbrand entstand. Sie suchten eine solche Möglichkeit im Gegenteil auszuschliessen, alle ohne Ausnahme, zum Teil schon aus nacktem Egoismus, um das Errungene ungestört verdauen und geniessen zu können. Ja, es gab sogar Leute unter ihnen, die aus ehrlichem, tief empfundenen Idealismus alles zu unternehmen gedachten, um einen gerechten Frieden zu erhalten und die Reibungsflächen zwischen den Völkern nach Möglichkeiten aus der Welt zu schaffen. Hier ist der Mächtigste unter ihnen zu finden, der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson. Woran lag es, dass trotzdem alles schief ging?

In einer amerikanischen Radiosendung, die gerade zur rechten Zeit erfolgte, wurde diese Frage erneut aufgegriffen. Die Amerikaner haben sich damit sehr oft beschäftigt, weil sie wissen, dass hier eine einmalige, welthistorische, kritische Situation vorlag, die vor allem durch die Haltung ihrer Regierenden entstand.

Man darf Wilson als eine der tragischsten Figuren der modernen Geschichte bezeichnen. Auf ihn hatten sich 1918/1919 die Hoffnungen der Welt konzentriert, der Sieger wie der Besiegten. Er bestärkte sie darin, dass aus dem Gemetzel schliesslich etwas Gutes hervorgehen werde, dass die vielen Gefallenen wirklich nicht umsonst gestorben seien, das ungeheure Leiden nicht für Nichts erfolgt sei, dass die Agonie nur die Geburtswehen für eine bessere Welt darstellten. In einer Reihe von Erklärungen, welche den tiefsten Sehnsüchten der Menschheit Form zu geben schienen, gab Wilson die Parole aus, die Welt müsse «sicher gegen Diktatur, Hunger und Ungerechtigkeit, sicher gegen Unterdrückung eines Volkes durch ein anderes gemacht werden». Alle empfanden es: hier legte ein Mächtiger, sogar der Mächtigste, ein Versprechen vor der Welt ab, und jedermann, ob aus dem Volke, oder Geschäftsmann oder Intellektueller, war davon ergriffen. Es waren die Letzteren, welche die nachfolgende Enttäuschung am meisten erbitterte, denn sie begriffen, dass man aus ihnen Narren gemacht hatte. Viele Intellektuelle sind seitdem ihre Skeptik und ihren Zynismus gegen idealistische Ziele auf politischem Gebiet nie mehr los geworden. Sie fühlten sich durch den Frieden von Versailles persönlich verraten und betrogen. Selbst enge Mitarbeiter Wilsons empfanden so. Bullit, der als Sachverständiger für osteuropäische Fragen nach Wilson an die Friedenskonferenz nach Versailles fuhr, hat die Stimmung beschrieben, in der sich damals der ganze Stab Wilsons befand: «Wir wollten nicht nur den Frieden vorbereiten, sondern den Ewigen Frieden. Ueber uns schwebte das Licht einer göttlichen Mission. Wir fühlten uns alle verpflichtet, grosse, dauernde, edelste Dinge

zu tun.» Aber nach einigen Monaten sah es anders aus, Bullit reichte tief erbittert in Versailles seine Demission ein, trotzdem er dadurch riskierte, als pro-deutsch in Veruruf zu geraten. In dem Schreiben an Wilson, das er sofort veröffentlichte, stellte er fest, «dass es nicht möglich sei, unter Ihrer Regierung für eine neue Weltordnung zu kämpfen». Der Versailler Vertrag war für ihn ein unmögliches Ding, er ging an die Riviera, «um sich in den Sand einzugraben und zuzusehen, wie die Welt zum Teufel ging». Wilson sorgte dafür, dass der weitsichtige Mann nie wieder ein Amt bekam.

Wilson's Aufgabe war in Versailles natürlich viel schwieriger, als er es sich in seinem Studierzimmer in Washington, fern der Wirklichkeit, gedacht hatte. Er sah sich einer Flut von egoistischen Ansprüchen gegenüber, welche die Gelegenheit benützen wollten, sich mit fremden Kohlen- und Oelgebieten, lang gewünschten Territorien, Sicherheiten aller Art gegen künftige Gegner zu bereichern. Nun hiess es für ihn, die verkündeten Grundsätze eisern durchzusetzen, das Selbstbestimmungsrecht der Völker in erster Linie, aber auch zu verhindern, dass die Besiegten unklug vergewaltigt und ausgeraubt würden. Es war eine einmalige Gelegenheit für einen grossen Staatsmann, einen vernünftigen Ausgleich zu schaffen, der einen dauernden Frieden bewirken konnte. Aber es zeigte sich bald, dass Wilson dieses Format nicht besass. Er war von Männern der Tat umgeben, die in der Wirklichkeit lebten, gewohnt waren, handfest vorzugehen, um ihre nationalen Ziele zu erreichen, und die keineswegs das bisherige, altgewohnte Gesellschaftsbild aus dem 19. Jahrhundert zugunsten eines weltumspannenden aufgeben hatten. Wilson hatte eine grosse idealistische Tradition Amerikas hinter sich, die überzeugt war, dass die ganze Welt demokratisch eingerichtet werden müsse, wenn sie fortbestehen solle, und dass es Aufgabe Amerikas sei, diese Revolution in der Welt zu fördern oder sogar zu erzwingen (was auch hinter dem Vietnam-Krieg steht).

Aber es zeigte sich einmal mehr, dass es nicht genügt, selbst edelste Programme zu verkünden, sondern dass auch Männer hinter ihnen stehen müssen, welche sie verwirklichen können. Das war bei Wilson nicht der Fall. Einem schlaun Fuchs wie Lloyd George oder einem nationalen Fanatiker wie Clémenceau war er nicht gewachsen. Er war der Professor, im Reich der Ideen beheimatet, aber nicht in der harten, von so tobenden Leidenschaften erfüllten Friedenskonferenz. Schon zu Hause war er oft der Wirklichkeit ausgewichen, indem er sie nicht anschaute. Vergebens versuchten Mitarbeiter, ihm den Rücken zu stählen, er gab Forderungen der Engländer und Franzosen immer wieder nach, wenn auch nicht sogleich, oft nach Auseinandersetzungen und oft unter dem Druck von Intrigen, ja Drohungen. Als er aber den Italienern Südtirol gewährte, ohne dass der Bevölkerung das von ihm immer feierlich verkündete Selbstbestimmungsrecht bewilligt wurde, gab es kein Halten mehr; es war ein Präzedenzfall geschaffen worden, auf den sich sogleich auch andere Nationen beriefen, um Gebiete ohne Abstimmungen an sich zu reissen.

Es wird heute, wie die Sendung betonte, allgemein die Ansicht vertreten, dass Wilson die Macht gehabt hätte, Versailles zu verhindern. Es wäre jedenfalls besser gewesen, die Konferenz zu verlassen und die Alliierten offen als «Feinde des Friedens» zu denunzieren und ihnen jede wirtschaftliche Hilfe zu entziehen. Aber dabei hätte er seinen liebsten Gedanken und seine grösste Hoffnung opfern müssen: den Völkerbund, sein heiliger Gral, um den all sein Denken kreiste. Er fühlte sich als dessen Schöpfer trotz allem als Retter der Welt, denn dieser würde alle Probleme

lösen als oberste und stärkste Macht. Davon konnte er keinesfalls abgehen ohne zusammenzubrechen, und ihm opferte er alles. Die kurzsichtigen europäischen Staatsmänner hatten es bald heraus, dass sie alles von ihm mit der Drohung erreichen konnten, sie würden dem Völkerbund fern bleiben. In der Folge musste er es dann erleben, dass sein eigenes Land nichts vom Völkerbund wissen wollte.

Es gibt über das Drama von Wilson in Versailles, das so verhängnisvolle Folgen nach sich zog, auch ärztliche Studien, darunter sogar eine Analyse von Freud, der zu den vielen Enttäuschten gehörte. Zweifellos war Wilson schon damals auch ein kranker Mann, nicht mehr ganz im Vollbesitz seiner Kräfte, offensichtlich auch mit einer Neurose, später mit einer Psychose behaftet. Die letzten frenetischen Reden über den Völkerbund in Paris klangen sehr verdächtig. In der Folge erlitt er dann in der Heimat, als er dort für sein Werk kämpfen wollte, einen Zusammenbruch, der ihn endgültig ausschaltete. Er war mit den edelsten Absichten, mit den richtigen Zielen, die er kaum wie ein anderer erkannt hatte, gescheitert, selbst er, der damals die grösste Macht aller Staatsmänner in Händen hielt. Die Welt hat es allerdings büssen müssen.

Um die moderne Kunst

FH. Vier Herren und eine Dame mühten sich letztthin in einer Forumsendung des Fernsehens, anhand der Anfrage eines mit der modernen Kunst nicht zu Rande kommenden Zuschauers der Öffentlichkeit zu erklären, warum die heutige Kunst, die dem naiven Auge oft als verdreht und verzerrt erscheint, eben doch Kunst sei, wobei es praktisch in der Diskussion vor allem um die abstrakte Kunst ging. Neben der bildenden Kunst, vertreten durch eine Kunstwissenschaftlerin, waren auch die moderne Literatur, die moderne Musik und die modernen Massenmedien durch je einen Fachmann vertreten.

Es war dabei manche interessante Einzelheit zu vernehmen. Etwa die Information seitens der Kunstwissenschaftlerin, dass abstrakte Kunst heute sich bei den braven Bürgern durchgesetzt habe und dort gepflegt werde, während ein Vortrupp der Künstler wieder mehr gegenständlich denke und sich um ewige Gesetze in der Kunst mühe. (Auch der Jugendstil, einst als unsagbar hässlich verabscheut und verlacht, taucht wieder auf, und Dinge, über die man einst als «Hausgreuel» sich entsetzte und spottete, und die von Schulklassen gesammelt und mit Hallo vernichtet wurden, erscheinen wieder fröhlich als Kunstgegenstände.) Es wurde denn auch nicht mit Unrecht einmal das Wort «Chaos» auf die heutige Situation angewandt, wogegen sich jedoch der Musiker mit der Erklärung wandte, dass die modernen Komponisten im Gegenteil nach strengen Gesetzen arbeiteten.

Doch die Berechtigung der Bezeichnung «Chaos» ergab sich zum Teil aus der Diskussion selber. Zwischen den Fünf gab es fast nirgends Übereinstimmung, wie auch der Gesprächsleiter am Schluss feststellen musste. Einig waren sie sich nur eifrig darin, dass auch die abstrakte und überhaupt die gesamte moderne Kunst positiv zu bewerten sei. Doch warum vermochte dies Keiner dem Anfragenden begreiflich zu machen? Es wurde zum Beispiel nur gesagt, dass man eben heute seit Picasso gelernt habe, diese abstrakte Kunst zu lesen, ihre «Sprache» zu verstehen, (was aber bestimmt nur auf einen viel kleineren Kreis zutrifft, als man sich in Kunstkreisen denkt, wobei

noch viele nur aus Snobismus mitmachen oder um ja nicht unmodern zu erscheinen, aber nicht aus echtem Verständnis und Mitschwingen.) Erfreulich war, dass man bei Tinguelys «Heureka»-Figur sich doch allgemein der Komik bewusst war, die darin steckt, eine «Kunst», die eben aus der Basler Fasnacht erwachsen ist, und aus der man nicht allzu Tiefsinniges herausgrübeln sollte. Aber so lustig und gescheit sie anmuten mag — es ist ein Witz, der das Unangenehme an sich hat, dass er wie alle Witze rasch verleidet, wenn man immer wieder auf ihn trifft, was leider nicht gesagt wurde. Gehören solche Witze aber wirklich in die gleiche Reihe der grossen Kunstwerke der Jahrhunderte, kann man da wirklich von einem solchen reden?

Das alles wurde leider nicht vertreten, weil niemand da war, der der modernen Kunst feindlich gesinnt ist oder ihr wenigstens misstraut. Dabei ist ein vorbehaltloses Ja zu ihr auch in Fachkreisen durchaus nicht so selbstverständlich, wie man nach dieser Diskussion annehmen könnte. Es hat bedeutende Kunstwissenschaftler gegeben, etwa der unvergessliche Karl Scheffler, die das Meiste seit Picasso abgelehnt haben, und mit Gründen. Nicht nur, weil sich bei vielen dieser Werke die Erschütterung, die Katharsis beim Betrachten bestimmt nicht einstellt, was wohl nur bei den Grössten der Fall ist, sondern weil sie sehr oft bloss «Hirn» sind, seelisch Hungernden keine Nahrung bieten, bestenfalls beim blossen Augenschmaus verbleiben, nicht empfunden sind. Was ist Picassos Kunst doch für eine kalte Eisblumenkunst! Auch sonst überwiegt doch sehr stark das Dekorative, oft in überzeugender und geschmackvoller und eigenwilliger Form — aber Kunst, beseeltes Werk, davon ist das alles weltweit entfernt.

Angegriffen wurde in der Diskussion auch ziemlich einheitlich Staigers bekannte, mutige Rede, wobei aber ein Gedanke ganz allgemein ausser Betracht blieb, der doch unbedingt in die Diskussion gehört hätte, der Gedanke der Entwicklung. Banal gesprochen: niemand wird bestreiten, dass Rembrandts beseelte Bilder oder Landschaften von Cézanne eine höhere Qualität aufweisen als prähistorische Steinzeichnungen. Es gibt eine Entwicklung der Kunst durch die Jahrtausende, eine Entwicklung vom Guten zum Besseren. Ist aber die heutige Kunst die Bessere etwa gegenüber Rembrandt oder Manet oder Cézanne? Ist es wirklich so schwer verständlich, dass sich heute Viele an diese halten und die Moderne mit Ausnahmen rundweg ablehnen? Das heisst nicht etwa, Vergangenes für alle Zeiten zu verabsolutieren, wie behauptet wurde, sondern es heisst nur, vorläufig Goethe oder Beethoven oder Rembrandt noch als die Wertvollsten zu betrachten, bis sich etwas zeigt, das noch mehr als diese zu erschüttern und zu überzeugen vermag. Das ist nicht reaktionär, wie behauptet wurde, sondern offenste Bereitschaft zum Besten. Es lässt sich ihm auch nicht, wie es geschah, entgegenhalten, dass jede Kunst Ausdruck ihrer Zeit sei, und wir uns mit der heutigen befassen müssten. Abgesehen davon, dass auch ein Auto oder eine Waschmaschine Ausdruck unserer Zeit sein kann, ist dies noch lange kein Beweis für Qualität. Es hat immer wieder Epochen gegeben, die künstlerisch absolut unergiebig waren, und wo kunstliebende Menschen sich an Vergangenes halten mussten, weil das zu ihrer Zeit Erzeugte minderwertig war. Dass Viele heute auf diesem Boden stehen, hätte immerhin in der Diskussion betrachtet werden müssen.

So hinterliess die Diskussion bei aller hochintellektueller Ausdrucksweise einen einseitigen und teilweise leicht primitiven Eindruck. Es war nicht von jener Kunst die Rede, die in tausend Formen Zwiesprache mit sich selber hält und das Menschliche dem Göttlichen näher rückt.

«Du kannst nicht fliehen — findest du dich zurecht?»

Der 7. Mai als katholischer «Welttag der Kommunikationsmittel».

erst. Der 7. Mai 1967 ist von der katholischen Kirche in allen Ländern als «Welttag der Kommunikationsmittel» bezeichnet worden. Dieser Tag soll künftig im Sinne eines Konzilsdekrets jedes Jahr am Sonntag nach Himmelfahrt intensiv begangen werden.

Vor den Sonntagspredigten, die sich überall mit den Kommunikationsmitteln zu befassen haben (dieser Ausdruck wird dem gebräuchlicheren der «Massenmedien» ausdrücklich vorgezogen) hält der Papst eine Ansprache.

Das Satelliten-Gleichnis

Wie sehr sich die katholische Kirche bemüht, Ausdruck und Sprache unserer Zeit in ihre Tradition einzubauen, ergibt sich aus einer Definition des Gebetes: «Vielleicht darf man daran erinnern, dass dieses Gebet in der Sprache eines modernen Gleichnisses enge Beziehungen hat zu unseren modernsten Kommunikationsmitteln: ist es doch ein wirkliches Mittel, mit dem ich wie über einen Nachrichtensatelliten über Gott mit jedem Menschen irgendwo auf Erden in Beziehung treten und jedes Anliegen befassen kann.»

Dieses neuzeitliche Gleichnis wurde an einer Pressekonferenz geprägt, die den «Welttag der Kommunikationsmittel» in der Schweiz vorzubereiten hatte, und zu der auch nichtkatholische Zeitungen ins Bahnhofbuffet Zürich eingeladen waren. Der Bischof von Chur, Dr. Johannes Vonderach, hielt persönlich das erste Referat. Sein Thema: «Die Wendung von einer besorgten Abwehrhaltung zu einer vollen Bejahung des technischen Fortschritts auf dem Gebiet des geistigen Austausches».

Zweck: Die katholische Stimme zur Geltung bringen

Schon seit mehr als hundert Jahren, erläuterte der Bischof von Chur, haben zwar die Schweizer Katholiken die Kommunikationsmittel verwendet, zunächst die Presse. Aber damals stand die Verteidigungshaltung im Vordergrund: Der katholische Presseverein, die kirchliche Nachrichtenagentur KIPA, die Berufsorganisationen der katholischen Presseleute und Verleger, das Institut für Journalistik an der Universität Freiburg, der «Filmberater» des katholischen Volksvereins, die Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen in Luzern: Ueberall schimmerte anfänglich «die Abwehr gegen kirchenfeindliche Strömungen durch».

Heute sei das andere, erklärte Bischof Vonderach. «Es geht nicht darum, — wie Aussenstehende und auch oft Katholiken selbst glauben — sich abzusondern oder gar eine Machtposition der Kirche aufzubauen. Es geht darum, in einer pluralistischen Welt die katholische Stimme zur Geltung zu bringen und allen Gliedern der Kirche die Verantwortung in einer technisierten Welt zum Bewusstsein zu bringen.»

Dreifache Verantwortung

Doch soll dieser katholische «Welttag der Kommunikationsmittel» nicht eine innerkirchliche Angelegenheit bleiben. An der Zürcher Pressekonferenz wurde ausdrücklich gesagt, der Papst werde sich «ohne Zweifel, seiner Gewohnheit gemäss, nicht nur an die Söhne und Töchter der Kirche wenden, sondern an alle Menschen guten Willens.

Es geht ja, neben Besinnung und Gebet, auch um ein Gespräch mit der Welt, um den Dialog mit den Andersdenkenden. Und deshalb werden die Kommunikationsmittel selbst eingesetzt. Presse, Radio und Fernsehen sollen an diesem Tage an den Welttag erinnern.

Die Leitsätze stützen sich auf das Konzilsdekret vom 4. Dezember 1963, das von einer dreifachen Verantwortung spricht:

1. Die Verantwortung der Leser, Zuschauer und Zuhörer. Diese haben die Möglichkeit und Freiheit, auszuwählen, zu lesen, zu hören und zu sehen, was sie wollen. Aber «es gilt das auszuwählen, was ethisch wertvoll, wissenschaftlich und künstlerisch ist».

In den Leitsätzen wird gewarnt vor dem «Allzuvielen, vor dem Allzufetten, vor dem, was unserer Gesundheit schadet», wie bei den körperlichen Reaktionen gelte es, den geistigen Konsum durch das geschulte Gewissen und die trainierte Selbstbeherrschung hygienisch zu betreuen.

2. Das Konzilsdekret hebt die Verantwortung gegenüber den Jugendlichen hervor, jenen, die zuerst erzogen werden müssen und mit dem souveränen Gebrauch der Kommunikationsmittel noch nicht vertraut sind.

3. Eine Hauptverantwortung trifft die Produzenten der Kommunikationsmittel. Das Konzilsdekret zählt auf: «Die Journalisten, Schriftsteller, Schauspieler, Regisseure, Produzenten, Finanzleute, Verleiher, Theaterleiter, Agenten, Kritiker und alle, die irgendwie an Produktion und Verleihung beteiligt sind.»

Alle diese Verantwortlichen sollen durch alle modernen Mittel am 7. Mai katholischerseits an ihre Verantwortung erinnert werden. «Deshalb die Frage an den Mann von der Strasse, an die Hausfrau in ihren vier Wänden, an den Lehrling und an die Bürotöchter, an die Fließbandarbeiterin und an den Sportfan: Findest du dich zurecht? Was tust du mit dem gedruckten und dem flimmernden Bild? Was mit dem Wort und dem Lärm, die täglich auf dich einströmen?»

Bildschirm und Lautsprecher

SCHWEIZ

— Der Verband der Radio- und Televisionsfachgeschäfte begrüsst die für unsere schwierigen Empfangsverhältnisse relativ rasche Einführung des Farbfernsehens. Im Herbst sollen die Versuchssendungen beginnen, die allerdings vorerst noch für Fachkreise bestimmt sind. Sendungen für die Öffentlichkeit sind nicht vor dem nächsten Jahr zu erwarten. — Wer in Grenzgebieten ab nächsten Herbst das französische Farbfernsehen empfangen will, muss bedenken, dass dieses nach einem andern System erfolgt, dass er also einen Mehrnormen-Empfänger braucht, der zur Zeit noch nicht erhältlich ist. Nicht nötig ist dies für den Empfang des deutschen Farbfernsehens, das im August beginnen soll.

— Im Zusammenhang mit der geplanten Arbeitszeitverkürzung der Post wurde von massgebender Seite der Presse kürzlich festgestellt, dass dadurch die Zeitungen nur an 4 Tagen der Woche erscheinen würden. Während mindestens 2½ Tagen besäßen somit Radio und Fernsehen das Nachrichtenmonopol und würden dadurch ungeheuer an Bedeutung gewinnen. Die Zeitungen könnten nachher die Nachrichten nur noch als «altbackene Ware» ihren Abonnenten ins Haus liefern. Es sei ein Prozess der Entwöhnung vom Zeitungslesen zu erwarten, besonders bei der jüngeren, technischen Spielereien sowieso schon allzu offenen Generation. Ein Zeitungssterben und ein ungesunder Konzentrationsprozess könnten die fatale Folge sein.